

# Sinologiegeschichtliche Einblicke: Neuere Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Sinologie

Hans Stumpfheldt (Hamburg)

- Hartmut Walravens, *Julius Klaproth (1783–1835): Leben und Werk*. Orientalistik. Bibliographien und Dokumentationen, Band 3. Wiesbaden: Harrassowitz, 1999. 10 + 230 Seiten. ISBN 978-3-447-04124-9.
- Hartmut Walravens, *Julius Klaproth (1783–1835). Briefe und Dokumente*. Orientalistik. Bibliographien und Dokumentationen, Band 4. Wiesbaden: Harrassowitz, 1999. 235 Seiten. ISBN 978-3-447-04143-0.
- Hartmut Walravens, *Zur Geschichte der Ostasiwissenschaften in Europa. Abel Rémusat (1788–1832) und das Umfeld Julius Klaproths (1783–1835)*. Orientalistik. Bibliographien und Dokumentationen, Band 5. Wiesbaden: Harrassowitz, 1999. 183 Seiten. ISBN 978-3-447-04144-7.
- Hartmut Walravens, „Aus der Arbeit der Hamburger ostasiatischen Lehrstühle: Gutachten von Fritz Jäger, Karl Florenz und Wilhelm Gundert“, in *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* 181–182 (2007), 149–186.
- Georg Lehner, *Der Druck chinesischer Zeichen in Europa. Entwicklungen im 19. Jahrhundert*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2004. 307 Seiten. ISBN 978-3-447-05005-0.
- Christina Leibfried, *Sinologie an der Universität Leipzig. Entstehung und Wirkung des Ostasiatischen Seminars 1878–1947*. Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Reihe B, Band 1. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2003. 216 Seiten. ISBN 978-3-374-02077-5.

In diesen Jahrgang des *Oriens Extremus* haben, nach gutem Brauch, einige Nachrufe auf bedeutende Vertreter dieses Faches Sinologie an deutschen Universitäten Eingang gefunden. In dem Jahrgangsband 2007 der Nachbar-Zeitschrift *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* wurde dreier weiterer herausragender Persönlichkeiten der deutschen Ostasiwissenschaften gedacht. Eine besondere Form wissenschaftlichen Schreibens, dessen Gattungen oft nicht genau genug bedacht werden, sind solche Nachrufe. Vor allem aber bilden sie auch wichtige und aufschlußreiche wissenschaftsgeschichtliche Quellen, der Eigenarten der Formen solcher Nachrufe ungeachtet.

Wissenschaftsgeschichte, vor allem die Geschichte einzelner Fächer – das sind weite Felder. Manchen mag derlei als hinreichende Beschäftigung weltabgewandter Bibliothekare und Archivare erscheinen. Vor allem in Zusammenhang mit der Zeit des „Dritten Reiches“ haben manche Fächer solche fachhistorischen Besinnungen, Darstellungen und Forschungen jedoch zu Reflexionen genutzt, die den Kern eines neuen fachlichen Selbstverständnisses prägten und damit auch in die Zukunft des Faches wiesen. Eine „Geschichte der Sinologie“ – oder auch nur der deutschen – ist nicht abzusehen. Kaum jemand wird, um damit eine Fülle von Fragen anzudeuten, auch nur so einfach sagen können, wer diese Fachbezeichnung „Sinologie“ erfand, wie sie sich verbreitete und was mit ihr verbunden wurde. Herbert Franke hat in Aufsätzen einige Grundlegungen zur Geschichte dieses Universitätsfachs vorgenommen, Helmut Martin hat nachdrücklich zu solchen Forschungen aufgefordert, Nachrufe und weitere Materialien sind erschienen, doch sonst?

Im Grunde ist die Sinologie, in allen ihren Ausprägungen, stets eine „politische“ Wissenschaft gewesen. Das gilt zumindest in der Weise, daß die Entwicklungen und die Ausprägungen dieses universitären Faches stets von den allgemeinen Entwicklungen in Politik und Wirtschaft abhängig waren. Das erweist sich an aberhundert Einzelheiten, von denen jetzt nur an eine erinnert sei, damit sie nicht in Vergessenheit gerät: Ende der 1980er Jahre, während einer beispiellosen, vorwiegend wirtschaftlich geprägten Chinaeuphorie in Deutschland, lernten an deutschen Universitäten nach seinerzeitigen Erhebungen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes ungefähr 5000 junge Menschen an Universitäten die chinesische Sprache oder waren für das Fach Sinologie eingeschrieben. In manchen Anfängerkursen für Chinesisch saßen zunächst 100 bis 150 Interessenten. Im Wintersemester 1990 waren die Zahlen dieser Interessenten beinahe allorts auf zehn bis fünfzehn Prozent gesunken. Das Massaker vom Platz des Himmlischen Friedens am 4. Juni 1989 hatte die Welt aufgewühlt – und für das Jahr 1989, in dessen Herbst die Chinesischkurse begannen, waren die Studienentscheidungen bereits getroffen gewesen. Die Abkehr von diesen Studienentscheidungen erfolgte also erst mit einjähriger Verzögerung. – Aber das ist nur ein beinahe nebensächlicher Aspekt der Gebundenheit zumindest der deutschen Sinologie an politische Vorkommnisse und Entwicklungen, in China und hierzulande.

In die Anfänge deutscher und europäischer Sinologie führen drei Bände zurück, die Hartmut Walravens dem frühen „Asiatologen“ Julius Klaproth (1783–1835), wie Walravens ihn bezeichnet, gewidmet hat. Seit dem Jahre 1816 hatte er an der Universität Bonn eine erste deutsche Professur „der asiatischen Sprachen und Literatur“ inne (S. 19), brauchte dieser allerdings nicht viel Aufmerksamkeit zu widmen und hielt sich überwiegend in Paris auf, wo er auch starb. Einem weiteren Leserkreis mag er dadurch bekannt sein, daß er im Jahre 1813, dem Jahr der Völkerschlacht bei Leipzig, mit Goethe in Weimar chinesische Schriftzeichen pinselte, welche Fertigkeit er sich autodidaktisch als junger Mann angeeignet hatte, statt sich seiner Gymnasialausbildung zu widmen. Im Jahr darauf, 1814, suchte er den nach Elba vertriebenen Napoleon auf, wohl um sich diesem für künftige Unternehmungen anzudienen. Schon der knapp 18jährige hatte in Weimar 1801 eine seiner ersten Publikationen herausgebracht: „Asiatisches Magazin“.

Einen dieser drei Bände überschreibt H. Walravens mit „Leben und Werk“. Das klingt nach einer biographischen Darstellung dieses schillernden Lebens, ist jedoch mißverständlich. Von den 230 Seiten des Bandes wird der größte Teil durch das „Schriftenverzeichnis“ eingenommen (S. 65–167), von dem die Mehrzahl der Titel in französischer Sprache gehalten ist. Zahlreiche Seiten davor und danach gehören als Übersicht und Register noch zu diesem bibliographischen Teil. Dem Leben sind die Seiten 9 bis 57 zugeordnet, die – sorgfältig annotiert – einige alte Darstellungen unterschiedlichster Art wiedergeben. In seiner Einleitung, die knapp acht Seiten umfaßt, bietet H. Walravens einen zusammenfassenden Überblick über das Leben. Eine Materialsammlung ist das also, und als solche war das Buch gedacht.

Weitgespannt war der thematische Rahmen des publizistischen Werks von Klaproth, doch Geographisches und Karthographisches stehen im Mittelpunkt. Bunter noch mag sein wechselvolles Leben erscheinen. Nachdem er schon im Jahre 1804 Angehöriger der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg geworden war, begleitete er im darauffolgenden Jahr auch eine russische Gesandtschaftsreise nach China, die er in jeder Hinsicht für seine forschende Neugier zu nutzen wußte. Als Hinweis darauf, wie international die Asienwissenschaften da-

mals ausgerichtet waren, mag gelten, daß er endlich die finanzielle Sicherung seines Lebensunterhalts ab 1816 durch den König von Preußen erhielt, wozu diesen der bedeutende Erneuerer der Universitäten, Wilhelm von Humboldt, überredet hatte – und der König merkte schnöde an, der habe nur gewollt, „daß man viel Geld ausgabe, um zwei oder drei Menschen in Berlin einigen Spaß zu machen.“ Klaproth machte noch nicht einmal in Paris, wo er seine Apanage verzehrte, solchen „Spaß“.

Ein Mensch in seinem Widerspruch scheint er gewesen zu sein, wie eine frühe Einschätzung nicht nur andeutet (S. 7):

Nach reisen (sic!) durch die ganze Welt schrieb er zahllose Bücher über sich immer wiederholende Themata. Er brachte Aufuhr (sic!) in die gelehrte Welt durch seine gehässige und zänkische Art im wissenschaftlichen Meinungs austausch und verscherzte sich das Wohlwollen seiner Kollegen.

Das sieht H. Walravens anders (S. 8):

Was für ein Mensch war Klaproth eigentlich? Er war talentiert, weltmännisch, elegant, lebenslustig, für sich einnehmend, für Späße leicht zu haben, angriffslustig, ideenreich, arbeitsam und in späteren Jahren konservativ und religiös.

Das zeugt von einer umfassenderen Kenntnis, denn den Materialien dieses Buches läßt sich soviel Liebenswürdigkeit allenfalls in Andeutungen entnehmen. Den politischen und institutionellen Rahmenbedingungen, unter welchen sich die Asienwissenschaften damals entfalten, müßten wohl gründlichere Betrachtungen gelten, die sich auch von den *Biographica* lösen. Was aber die Klaproth'sche Streitlust angeht – auch diese wurzelt nicht allein in den Eifersüchteleien und den Selbstgewißheiten dieser wenigen frühen „Asienexperten“, sondern muß auch vor den weiteren Hintergründen der Wissenschafts- und Literatur-, wohl auch der Mentalitätsgeschichte betrachtet werden. Bereits dieses Buch über Klaproth deutet an, welche spannenden Einsichten sich durch die umsichtige Analyse der vorgelegten Materialien gewinnen ließen. Allein schon der Vergleich zahlreicher Veröffentlichungsdaten Klaproth'scher Werke mit sonstigen Ereignissen in seiner Welt wäre aufschlußreich.

Einen weiteren Band seiner Klaproth-„Trilogie“ hat H. Walravens mit „Briefe und Dokumente“ überschrieben. 146 Briefe sind das, nicht wenige wecken nur ein mäßiges Interesse. Andere sind allerdings aufschlußreich für diesen schwierigen Charakter, aber auch für die Einschätzung seinerzeitiger Gegebenheiten. Zunächst weckt Staunen, mit welchem Selbstbewußtsein sich dieser junge Bursche in die akademische Welt begibt. Ein traditioneller chinesischer Kriminalroman war für die Grundlegungen seiner Chinakenntnisse eine wichtige Quelle – und vielleicht nicht die schlechteste, und für dringlich erwünschte wichtigere Standardtexte vertraute er einem Schiffgeistlichen, der sie ihm in Kanton besorgen sollte. Oft geht es in diesen erhaltenen Briefen darum, wie er und andere an solche Quellen gelangen und wie sie damit umgehen. Auf sein Nanking-Chinesisch war er stolz, während er über die Peking-Version als dortigen „Volksjargon“ lästerte (S. 91), „der sich ungefähr zur guten Sprache verhält wie Wiener Deutsch zu Hochdeutsch.“ Immerhin Wiener Deutsch, nicht Bayerisch.

Überaus häufig ist in den Briefen, auch mit vielen Details, von Geld die Rede, in allen möglichen Währungen. Auskömmlich mögen die Bezüge Klaproths gewesen sein, doch seine Projekte, vor allem die kartographischen, verschlangen bedeutende Summen. Nicht wenige der erhaltenen Briefe sind an einen seiner Verleger, Cotta, gerichtet. Über dessen Knauserig-

keit hatte schon Heinrich Heine auf literarisch hohem Niveau gejamert. Die Briefe lassen aber auch erkennen, wie rastlos Klaproth seine Projekte verfolgte.

Kritische, gar böse Worte über Zeitgenossen sind in diesen Briefen nicht selten, doch er scheint solche auch auf sich gezogen zu haben. Andererseits ist er zu überschwenglicher Begeisterung fähig. Den Weltreisenden und Schriftsteller Adelbert von Chamisso, den er für die Mitwirkung an einem Projekt gewinnen will, redet er vertraut an mit „Lieber Chamisso, bester Held und Weltumsegler!“ Er beschließt diesen Brief mit (S. 86):

Hast Du von hier etwas nöthig, so schreibe es mir, wenn Du es nicht vorziehst als Peter Schlemihl mit Deinem Siebenmeilenstiefel selbst herzuschreiben.

H. Walravens verweist in seiner knappen Anmerkung zu Chamisso erfreulicherweise darauf, daß dieser Peter Schlemihl Chamissos bekanntestem Werk den Titel gegeben hat, denn vielleicht ist dieses Werk heute weitgehend unbekannt. Nach diesem Hinweis setzt er die Anmerkung allerdings folgendermaßen fort:

Vgl. auch „Zur Geschichte der Ostasienwissenschaften in Europa. Abel Rémusat (1788–1832) und das Umfeld Julius Klaproths (1783–1835). Wiesbaden 1998.“

Warum soll ich da vergleichen? Auch wäre ein Seitenverweis wohl angezeigt gewesen. Manchmal steigt der Eindruck auf, Walravens sei seines Klaproth und all der diesem verbundenen Zeitgenossen, denen er jeweils erklärende Anmerkungen widmet, allmählich etwas überdrüssig geworden. Nicht selten wären auch weitere Erläuterungen hilfreich gewesen, und am Ende natürlich ein Index, angesichts der Personenvielfalt.

Von den auf die Briefe folgenden Dokumenten (S. 163–235) sind vor allem drei, vier noch heute interessant oder doch wenigstens mit Vergnügen zu studieren:

Die erste deutsche Übersetzung der „Gespräche“ des Konfuzius hatte der später angesehene Wilhelm Schott ein wenig vollmundig als „zum ersten Male aus der Ursprache ins Deutsche übersetzt“ angekündigt. In einem unter Pseudonym veröffentlichten Büchlein hatte Klaproth Schott des Plagiats bezichtigt und ihm nachgewiesen, daß er nach einer englischen Version übersetzt habe. Natürlich geizte er dabei nicht mit Schmähungen. In einem durch Walravens wiedergegebenen Dokument stilisiert Klaproth seine Beweggründe hier hoch und zeigt sich „ergötzt“ darüber, daß Schott ihn in einer Replik unter anderem einen „Marktschreier“ genannt habe, auch „geistig beschränkter, stumpfsinniger (...), erbärmlicher Prahler“. Schott mußte jedoch klein begeben, aber in jenen Zeiten fochten die Asien- und China-Kenner eben mit schweren Säbeln, selbst wenn es in solchen Kämpfen nur „umgefallene Dintenfässer“ gab, mit welchen Schott einen Lapsus erklärt.

Vehementer noch äußert sich Klaproth in einem Text „Von den deutschen Universitäten und ihrer notwendigen Unterdrückung“, dessen Datierung offenbar nicht möglich war. Gegen alles in deren Gegenwart, die gewiß reformbedürftig war, wettet er, vor allem gegen die Philosophen (S. 167):

Es war also schon an sich tadelnswürdig, daß die Regierungen selbst dazu beitrugen, auf den Universitäten philosophische auf nichts gegründete Theorien über alle andere Wissenschaften zu setzen, und so dem fabelnden Nichtwissen den Vorrang vor dem wahren Wissen zu ertheilen.

Er scheint das „positive Wissen“ zu schätzen, dem er anhängt, ohne freilich dafür bestimmte Fachrichtungen zu nennen. Seitenlang gehen diese Invektiven weiter, von den Studenten

hält er sehr wenig, auch nicht viel von den Professoren. Dabei kommt ihm jedoch nicht in den Sinn, die eigene professorale Position, der er kaum Aufmerksamkeit zuge dachte, zu reflektieren. Zahlreiche wirkungsträchtige und auch in der Öffentlichkeit wahrgenommene Vorgänge an deutschen Universitäten seiner Zeit scheinen seiner Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Ein solches Dokument läßt sich wohl nur mit tiefenpsychologischen Betrachtungsweisen ergründen.

Zwei der durch Walravens wiedergegebenen Dokumente stellen die Mitwirkung von Klaproth an der russischen Gesandtschaftsreise von 1805 aus seinen unterschiedlichen Blickwinkeln dar. In diesen zeigt sich Klaproth auf der Höhe seiner Wahrnehmungsfähigkeit, aber auch seiner ewigen Besserrasserei. Er versteht weder russische Verhaltensweisen, obwohl er diese kennengelernt haben sollte, noch chinesische. Über chinesische Verhandlungsführungen schreibt er (S. 205):

Eine besondere Kunst besteht bei ihnen darin, in der Unterredung irre zu führen, und man kann daher bei den meisten Verhandlungen wenig auf ihre Versicherung bauen. Die Lüge ist bei ihnen in eine Art System gebracht, und wird nicht als ein moralischer Fehler, sondern als eine politische Tugend angesehen, so wie bei den Spartanern das Stehlen. Verschlagenheit und List sind bei den Chinesen fast mehr als Rechtlichkeit und Wahrheit geschätzt.

In seinen Umtriebigkeiten mag diesem doch herausragenden Chinakenner seiner Zeit das Bewußtsein gefehlt haben, daß zu den Kenntnissen sich auch das Nachdenken über diese gesellen sollte. Für solche Reflexionen scheint Klaproth nicht viel übrig gehabt zu haben, was auch seine Abneigung gegen die Philosophie erklärt. Er vulgarisierte die China-Abwertung Hegels und machte sie dadurch dem deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts kommod und maulgerecht. Indes, Klaproth hat viel geschrieben, und vielleicht sind auch solche Äußerungen durch augenblickliche oder tiefer verwurzelte Verdrossenheiten geprägt, die erst eine biographische Untersuchung aufhellen könnte. – Bei diesen Dokumenten fallen die erläuternden Anmerkungen ausgesprochen karg aus.

Noch einen dritten Band hat H. Walravens dem „Umfeld“ von Julius Klaproth gewidmet: „Zur Geschichte der Ostasienwissenschaften in Europa“. Er bietet manches an „zu“, wenig aber von „Europa“, wahrscheinlich enthält er die Überreste der Materialsuche auf Klaproths Spuren. Die Seiten 13 bis 20 nimmt eine alte „Biographie“ von J. P. Abel Rémusat, Begründer der französischen Sinologie und „engster Vertrauter“ von Klaproth, ein; dem folgen auf den Seiten 21 bis 68 dann sein „Schriftenverzeichnis“ und Hinweise von Schriften über ihn, denen der Herausgeber dann auf den Seiten 69 bis 84 seine Register beigibt. Die verbleibenden der 183 Seiten des Bandes sind dann, neben wissenschaftsgeschichtlich interessanteren Gestalten, solchen Persönlichkeiten wie Paul Schilling von Canstadt, Adalbert von Chamisso, August Varnhagen von Ense, Augusta Klaproth gewidmet: wenig liebevoll und manchmal verwirrend dargeboten sind die Materialien hier. Indes, wer würde sich nicht über einige Verse der Klaproth-Schwester Augusta entzücken, so über diesen Anfang eines Sonetts:

Der Erde Schooß hat lieblich sich erschlossen,  
Die Blumen prangen hold in Thalesgründen,  
Hügel, bekränzt mit duftigen Gewinden,  
Sind von der Sonne reinem Strahl umflossen.

Ein Fund von H. Walravens ist ferner ein Albumblatt von Klaproth aus dem Nachlaß von A. Chamisso, mit einer Hafis-Übersetzung und darunter die eines Konfuzius-Wortes. Schön

geschrieben hat Klaproth diese Schriftzeichen! Die Übersetzung hingegen läßt sich, vorsichtig ausgedrückt, eher als flüchtige und unbedachte Paraphrase kennzeichnen.

Wahrscheinlich ist der Name Klaproths auch in dem schönen Buch von Georg Lehner über „Der Druck chinesischer Zeichen in Europa. Entwicklungen im 19. Jahrhundert“ der meistgenannte Personennamenname. Auch hier ist der Begriff Europa allerdings ein wenig unbedacht in Anspruch genommen, denn die Hauptkapitel sind schlicht und einfach wie folgt überschrieben: „Frankreich“, „Die deutschen Länder“, „Österreich“, „Die Niederlande“, „England“. Selbst wenn in einem nächsten Kapitel Rußland, Vatikan nebst Italien und Schweiz behandelt werden – Europa ist zunächst einmal ein Ober- und Sammelbegriff, und bei der Verwendung eines solchen ließen sich andere Strukturierungen erwarten.

Desungeachtet, Georg Lehner hat einen bewundernswerten Sammeleifer dokumentiert, der überdies nach hinten und nach vorne über das 19. Jahrhundert hinausreicht. Auf 307 Seiten bringt er eine unendliche Fülle von Einzelheiten und Zitaten, auch in den zahlreichen Anmerkungen, unter, oft sogar aus sehr entlegenen Quellen. Wer immer sich künftig für die Geschichte des Drucks mit chinesischen Schriftzeichen in diesen europäischen Ländern interessieren sollte – in diesem Werk steht ihm ein Handbuch zur Verfügung, dessen Literaturverzeichnis allein 40 eng bedruckte Seiten füllt. Die „Ergebnisse“ überschriebene Zusammenfassung beansprucht demgegenüber bescheidene fünf Seiten und ein paar Zeilen. Viel mehr, als daß die Verwendung chinesischer Schriftzeichen mit der Ausbildung beziehungsweise Entwicklung der Asienwissenschaften und dann der Sinologie zusammenhängt, steht nicht in ihr, außer damit verbundenen beiläufigen Entwicklungen. Bei einem solchen Thema hat ein Buch es schwer, über sich selbst hinaus zu weisen, doch den Antiquar erfreut es auf vielen, vielen Seiten.

Wahrscheinlich bedürfen auch manche Daten der Überprüfung oder Ergänzung. Die Offizin J.J. Augustin in Glückstadt, Holstein, mag von 1775 bis 1977 im Besitz dieser Familie gewesen sein, wie Lehner festhält, doch im Jahre 2007 feierte sie ihr 375jähriges Bestehen, was auf ein Gründungsjahr des Unternehmens im Jahre 1632 deutet. Eine entsprechende Festnummer der „Glückstadter Fortuna“, welche Zeitung einst von ihm herausgebracht wurde, zeigt auch sonst, daß Lehner längst nicht alle „Chinesisch-Aktivitäten“ dieser Augustins genannt hat. Die 1932 erfolgte Gründung von „J.J. Augustin Inc. Publisher“ in New York ist schon recht aufschlußreich, auch wissenschaftsgeschichtlich und wegen der damit verbundenen Projekte.

Über diese Quelle konnte Georg Lehner allerdings noch nicht verfügen, doch vergleichbare Quellen hat er geschätzt und erschlossen, und die gegenwärtigen Standorte der von ihm behandelten Druckereien oder von deren Hinterlassenschaften konnte er schwerlich aufsuchen. So sei denn anekdotisch ergänzt, daß in den letzten Jahren des Drucks mit chinesischen Schriftzeichen in Glückstadt die ungefähr 90jährige „Oma“ des Hauses Augustin die Korrekturen bei den chinesischen Schriftzeichen las – und ganz augenscheinlich sorgfältig. Was aber war dort der „chinesische Zirkel“? Den entwickelten Glückstadter Setzer, weil sie meistens die Schriftzeichen ja nicht lesen konnten. Einen „Wahnsinn“ nennt ein Setzerkollege dieses Instrument, durch das Zeichen „nach ihrer Form“ gesetzt werden konnten. Wie der wohl funktionierte? Ein Ausflug von Hamburg nach Glückstadt erscheint angebracht.

Sorgfältig nach den Quellen hat auch Christina Leibfried ihre Geschichte der Leipziger Sinologie erarbeitet. Vor allem sind das Personal- und andere Akten im Universitätsarchiv Leipzig und im Hauptstaatsarchiv Dresden. Hiermit hat wenigstens schon einer der wichtigsten und zugleich eigenartigen Standorte der älteren deutschen Sinologie eine zusammenfassende Dar-

stellung erfahren. Georg von der Gabelentz (1878–1889), August Conrady (1914–1925), Erich Haenisch (1925–1932) und André Wedemeyer (1934–1947) sind die wichtigsten Protagonisten auf dieser universitären Bühne, wobei die Daten sich auf die Zeit ihres verantwortlichen Wirkens in Leipzig beziehen – und dann folgt Eduard Erkes, der von 1891 bis 1958 lebte. Mit seinem Tode begannen tiefe Einschnitte in dieses traditionsreiche Seminar.

Insgesamt 213 Seiten sind das, mit 1222 oft längeren Anmerkungen: eine ungemein dichte und materialreiche Darstellung, und die Autorin hat die Beschränkungen, die ihr die Quellen auferlegen, hinlänglich erkannt (S. 17): „Da die Akten meist jedoch nach juristischen Gesichtspunkten geführt wurden, lassen sich außerhalb der Berufungsgutachten kaum Fakten zu den Persönlichkeiten der Hochschullehrer und deren weltanschaulichen oder politischen Einstellungen finden. Diese Lücke läßt sich nur bruchstückhaft aus den Urteilen der Sekundärliteratur und vereinzelt Aussagen der Betroffenen selbst ergänzen.“

Trotzdem, Christina Leibfried hat die allgemeinen politischen Entwicklungen nicht aus dem Sinn verloren. Die politischen Stimmungen und Tendenzen an der Universität Leipzig, die sich wahrscheinlich schwerer aufspüren lassen und die doch für eine solche Semingeschichte wichtig sind, kommen hingegen nur in wenigen Andeutungen vor. Auch fehlen beinahe durchgehend Würdigungen der Seminarmitglieder, der Direktoren und anderer, im Hinblick auf Lehre und Forschung, also ihrer wissenschaftlichen Persönlichkeit. Warum wurde einst und wohlbegründet von einer „Leipziger Schule“ der Sinologie, die sich zum Beispiel von der Hamburger Tradition deutlich unterschied, gesprochen? Das sind kleine Nachteile, deren Ausgleich diese Darstellung noch interessanter gemacht hätte. Trockene Personalien und Institutionalien bestimmen die Darstellung, doch der Autorin gelang erfolgreich, diese durch Zitate und Detailschilderungen aufzulockern. – Manches hat sie sich augenscheinlich auch nicht zugetraut, und deshalb ist der Hinweis angebracht, daß dieses überaus schätzenswerte Werk aus einer Magisterarbeit hervorgegangen ist. Die einmal getroffenen Grundlegungen lassen sich später nur schwer verändern.

Als überaus bedauernswert empfinde ich, daß Chr. Leibfried ihre Darstellung nicht noch bis zum Ende der DDR fortgeführt hat oder wenigstens bis zum Tode von Eduard Erkes, dieser politisch und wissenschaftlich nicht unumstrittenen Gestalt. Sehr viel mehr an Nachforschungen hätte ihr das nicht abverlangt, aber vielleicht scheute sie die Zeitnähe und damit Verbundenes. Bereits in Zusammenhang mit Erkes neigt sie zu einigen kryptischen Formulierungen, aber Ulrich Unger, zum Beispiel, wußte trotz wissenschaftlicher Distanz zu ihm seine Hilfsbereitschaft bei politischen Problemen hervorzuheben, auch insgesamt seine Bedeutung für das Fortbestehen der Leipziger Sinologie. – Der Index verweist, nebenbei bemerkt, für Ulrich Unger auf S. 179, tatsächlich findet sich der Name erst auf S. 180. Aber solche kleinen Unzulänglichkeiten lassen sich beim besten Willen nicht vermeiden.

So spricht denn auch Hartmut Walravens in seiner vielleicht jüngsten Publikation, die Auszüge aus „der Arbeit der Hamburger ostasiatischen Lehrstühle“ gewidmet ist, von der „Stadt- und Universitätsbibliothek Hamburg“ (S. 181, Anm. 71). Damit erniedrigt er diese beinahe zur Stadtbücherei, obwohl sie doch auf ihren Status als „Staatsbibliothek“ stolz ist. Er gibt auf diesen beinahe vierzig Seiten 21 Gutachten oder gutachtenähnliche Stellungnahmen wieder, welche die Japanologen Karl Florenz (1865–1939) und Wilhelm Gundert (1880–1971) sowie der Sinologe Fritz Jäger (1886–1957) zwischen den Jahren 1932 und 1947 ausfertigten – über Examensarbeiten, Schüler und Kollegen. Vor allem bei den beiden letztgenannten ist eine Nähe zum National-

sozialismus unübersehbar, bedürfte aber noch genauerer Untersuchungen, um solche Nähe würdigen zu können. Hierfür könnten solche Dokumente aufschlußreich sein.

Aber was für „Dokumente“ sind das? Walravens schreibt (S. 149), er habe sie „vor dreißig Jahren beim Hamburger sinologischen Lehrstuhl“ gefunden. Vor dreißig Jahren existierten in Hamburg zwei sinologische Lehrstühle, und wie „findet“ man dergleichen bei einem Lehrstuhl? Wichtiger aber ist die Frage, wie diese „Dokumente“ beschaffen waren und sind. Hierzu macht ihr Herausgeber in seiner Einführung jedenfalls keine Angaben.

Diese Gutachten haben erwartungsgemäß einem Zweck gedient und einen Adressaten gehabt. Wenn Walravens sie dreißig Jahre danach in Hamburg „gefunden“ hat, dann war dem augenscheinlich nicht entsprochen worden, denn sie hätten beim Adressaten, vielleicht einem Akademischen Prüfungsamt in Hamburg oder einer Institution an einer auswärtigen Universität, liegen müssen und nicht irgendwo „bei“ einem Lehrstuhl. Vielleicht befinden sich woanders tatsächlich die originalen Ausfertigungen dieser Schriftstücke, aber dann würde diese Publikation Kopien, Durchschriften, Zweitschriften oder ähnliches wiedergeben – vielleicht hin und wieder gar nur einen Entwurf, zur Abschrift bestimmt? Solche aber können sich von den Versionen, die den Adressaten erreichten, bekanntlich erheblich unterscheiden, nicht nur in den Förmlichkeiten, sondern auch durch handschriftliche Korrekturen in den endgültigen Ausfertigungen. – Ohne entsprechende Hinweise sind solche Publikationen von solchen Dokumenten nur eingeschränkt für Interpretationen oder weiterführende Arbeiten verwendbar. Für wenigstens die Mehrzahl dieser Wiedergaben hätten sich die für den Adressaten bestimmten Ausfertigungen wohl leicht im Staatsarchiv Hamburg, wohin sie gehören, auffinden lassen – und wenn nicht, dann wären solche *casus* interessanten Überlegungen offen.

Nebenbei bemerkt: Ich habe weit mehr als tausend ähnliche Gutachten geschrieben, und die Adressaten werden sie in der vorgeschriebenen oder sonstwie gebührenden Weise archiviert haben. Meine Kopien habe ich vor zwei Jahren nahezu ausnahmslos vernichtet, aber ich weiß abzuschätzen, durch welche Nuancen sich zwei Versionen eines Gutachtens unterscheiden können. Und überhaupt, systematisch ist meines Wissens der Rang solcher Gutachten als historischer Quellen noch nicht bedacht worden. Diese Gattung historischer Quellen, zugleich eine Gattung wissenschaftlichen Schreibens, weist ihre eigenen Imponderabilien auf. Solche Quellen bedürfen einiger Reflexion, bevor sie – außer zur gefälligen illustrierenden Zitierung – ausgewertet werden sollten. Mit Grauen stelle ich mir vor, daß ein um die Geschichte der deutschen oder auch nur der Hamburger Sinologie bemühter Historiker in einigen Jahrzehnten einige meiner Gutachten oder Zweitschriften derselben, die zufällig in seine Hände gelangten, veröffentlicht.

Der Strom der Veröffentlichungen von Hartmut Walravens, diesem herausragenden Bibliotheksdirektor und Bibliographen, dem immer neu seine Bibliophilie anzumerken ist, hat inzwischen gewaltige Ausmaße erreicht. Die überwiegende Zahl seiner Veröffentlichungen ist für eine Geschichte der Sinologie interessant und aufschlußreich. Indes, dieser Strom ist lang und breit; manchmal mäandert er dahin, verzweigt sich in Nebenflüsse, statt solche in sich aufzunehmen, und manchmal sind das eben auch nur kleinere Bäche. Wollte sich jemand tatsächlich eine Geschichte der deutschen Sinologie vornehmen, dann müßte unter anderem eine Bibliographie der Walravens-Schriften an ihrem Anfang stehen, und allein deren Zusammenstellung erforderte schon einige Wochen Aufwand!

Will Walravens die Geschichte der deutschen Sinologie schreiben, wenigstens die ihrer Anfänge oder die bis zum Jahre 1945? Überaus wünschenswert wäre das, doch ich versehe diese



Vorstellung mit mehr als einem Fragezeichen. Auch sonst mögen einem angesichts dieses immer neu gespeisten Stroms von Materialien zur Geschichte der Sinologie einige Bedenken kommen.

Wissenschaftsgeschichte zählt, von den eingangs angedeuteten grundsätzlichen Reflexionen über ein akademisches Fach abgesehen, stets nur zu den Interessen von wenigen Fachvertretern, die sich ohnehin ein wenig in dieser Fachgeschichte auskennen. Für die jüngeren und die angehenden Wissenschaftler in einem Fach bedeutet sie weitgehend nichts – was sich verstehen läßt, oder auch nicht, angesichts der Flut der neuen Fachkenntnisse, zu denen die Geschichte eines Faches kaum mehr gehört. Fachpublikationen, die älter als zehn, zwanzig Jahre sind, sind für sie ja eigentlich kaum noch interessant.

Auch sollte man bedenken, daß solche wissenschaftsgeschichtlichen Veröffentlichungen Mittel binden, die meiner Ansicht nach – angesichts der beschränkten Ressourcen, die heutzutage für die Förderung von Veröffentlichungen in den Ostasienwissenschaften zur Verfügung stehen, sei es in Buchform oder als Zeitschriftenbeitrag – ihrer gegenwärtigen Bedeutung nicht ganz zu entsprechen scheinen. Wie naheliegend, oft sind das Nebensächlichkeiten!

Unter den heutigen Gegebenheiten wäre eine Datenbank „Geschichte der deutschen Sinologie“ als Form der Veröffentlichung geeigneter. Wenn diese – natürlich am besten unter Walravens' Obhut – bedacht strukturiert würde, dann ließen sich, durchaus kontrolliert, Materialien – Texte und Bilder – von anderer Seite einspeisen, die zu weiteren Einblicken führen und allmählich die grundlegenden Materialien für eine umfassende Geschichte der deutschen Sinologie bereitstellen könnten. Die universitären und andere Standorte und Träger entsprechender Forschungen und Interessen würden gewiß dazu beitragen.

Über die Zahl und die Zielsetzungen der gegenwärtigen China-Vereinigungen in Deutschland läßt sich wohl einigermaßen schnell ein Überblick gewinnen. Über die China-Vereine, die im 19. Jahrhundert der – gleich Klaproth rastlose – „China-Missionar“ Karl Friedrich August Gützlaff (1803–1851) anregte, weiß heute kaum jemand etwas, nicht einmal Lokalhistoriker. Auch sie schufen, wenngleich vielleicht am Rande, Voraussetzungen für die Ausbildung der Ostasienwissenschaften in Deutschland. Über solch eine Datenbank ließen sich in vielen Bereichen wohl erste Eindrücke erheben und vermitteln, ohne großes forschendes Engagement. Was hat, möglicherweise, jener alte „chinesische“ Grabstein in Hildesheim in dieser Hinsicht bewegt? Wo befinden sich noch Dokumente, die an jene wildbewegten 1968er Zeiten und als solche die Frühjahre später statusbewußter Professoren erinnern? Für Funde dieser Art wäre eine solche Datenbank ein überaus geeigneter Hort, in den immer neue „Gold-Dukaten, Silber- und Scheidemünzen“ gelangen könnten.

Im Grunde ist Wissenschaftsgeschichte nicht nur eine in vieler Hinsicht so unentbehrliche wie aufschlußreiche Hilfswissenschaft für jedes einzelne Fach. Jeder einem Fach Verbundene sollte die diesem gewidmeten Studien so gespannt lesen oder wenigstens durchblättern wie ein BILD-Leser den Sportteil dieses Blattes am Montag. Mich haben alle die jetzt vorgestellten Veröffentlichungen belehrt und angeregt, auf das ganze Werk gesehen, aber auch in vielen Einzelheiten vergnügt und gar amüsiert. Eigentlich sollte sich jedes akademische Fach eine Professur für seine Geschichte leisten, für die Selbstreflexion, was angesichts gegenwärtiger universitärer Gegebenheiten allerdings unvorstellbar ist. Hartmut Walravens ist ja nicht nur ein herausragender Bibliograph und Antiquar, sondern auch in mehreren universitären Asienwissenschaften ausgewiesen. Vielleicht sollte der Strom seiner wissenschaftsgeschichtlichen Veröffentlichungen deren Fachvertreter auch nur mahnen, der Geschichte des eigenen Faches und dessen universitären, politischen und gesellschaftlichen Bezügen mehr Aufmerksamkeit zu widmen.